



Erscheint Mittwoch und Samstag

Obwaldner Volksfreund.

Abonnementspreis:
Für die Schweiz jährlich Fr. 5.—,
halbjährlich Fr. 2.50, Post-Abonnements
10 Cts. Zuschlag.

Insertionspreis:
Für Obwalden die einpaltige Petitzeile
8 Cts., für auswärtige 10 Cts. Wiederholungen Rabatt.

Insertate nehmen für uns alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Gratis-Beilage:
„Illustriertes Sonntagsblatt“.

Druck und Expedition:
Louis Ehrli, Sarnen. — Telephon.

Einundvierzigster Jahrgang

Nr. 41

Sarnen, Mittwoch, 24. Mai 1911

Politische Organisation der Katholiken.

Ueber dieses Thema hielt Herr Redaktor Baumberger von Zürich an einer grossen Katholikenversammlung in Basel einen bemerkenswerten Vortrag, dessen Grundgedanken verdienen, in weiteren katholischen Kreisen verbreitet zu werden. Wir entnehmen dieselben einem Referate des „Basler „Volksblatt“:

Zu den heute viel gebrauchten und mißbrauchten Schlagwörtern gehört dasjenige vom politischen Katholizismus. Damit wollen unsere Gegner sagen, wir Katholiken stellen die Politik über die Religion, wir verpolitizieren die Religion.

Unsere Stärke als Katholiken liegt nun freilich im religiösen Wesen, der Katholizismus ist aber nicht nur ein privates, sondern auch ein öffentliches Prinzip. Wir haben als Katholiken eine christliche Weltanschauung zu vertreten, zu verteidigen und zu fördern, mit all' den Konsequenzen, die sich aus ihr für das politische und gesellschaftliche Leben ergeben.

Zu diesem Zwecke ist aber eine politische Organisation notwendig, besonders heute im Zeitalter der allgemeinen Organisation.

Wir Katholiken haben das christliche Volkstum zu wahren. Der Kampf ist heiss und gefährlich. Die höchsten Güter des Volkes stehen auf dem Spiel. Von allen Seiten stürmen der Unglaube und der Neuglaube gegen die christlichen Grundsätze im Volke an. Die Kämpfe der Konfessionen werden immer weniger in den Kirchen, immer mehr in der Öffentlichkeit ausgefochten.

Da gilt es eine politische Organisation zu schaffen auch für uns Katholiken.

Darüber sollen die anderen christlichen Konfessionen nicht erschrecken. Sie sollen dem Himmel danken, daß wir Katholiken noch die Kraft haben, uns auf christlichem Boden zu organisieren. Damit wahren wir nicht nur die höchsten Güter des katholischen, sondern indirekt auch jene des protestantischen Volkes.

Wir müssen uns aber auch organisieren gegen die moderne Entwicklung des Staates. Wir bekämpfen eine übermäßige Staatsomnipotenz, trotzdem wir manches Gute und Wohltätige der modernen Staatsentwicklung anerkennen. Aber als christliche Partei haben wir die Pflicht und Aufgabe, dafür zu sorgen, daß ein freies und unabhängiges Volkstum neben der modernen Staatsentwicklung so fortgeschreitet, so haben wir bald kein Volkstum mehr, wir sind bald keine freien Männer mehr, sondern nur noch Staats-Rummern. Gegen diese Entwicklung müssen Gegengewichte geschaffen werden, die den Staat nicht zum Tyrannen des Volkes werden lassen und diese Gegengewichte finden wir wiederum in der Organisation. Katholiken organisiert euch!

Dann der sozial-wirtschaftliche Gedanke!

Die katholische, christliche Weltanschauung ist eine eminent soziale und sozial-wirtschaftliche. Wenn es aber je gegolten hat, die sozialen Grundsätze des Katholizismus mit aller Tapferkeit und von ganzem Herzen zu vertreten, so ist es in der Jetztzeit.

Auf der einen Seite erblicken wir heute die dräuende Macht des modernen Kapitalismus, eines Herrtums, gegenüber welchem der alte Feudalismus der reinste arme Schlucker war, auf der andern Seite den wachsenden Einfluß eines Großarbeitertums, dessen Ziele und Wege nach unserer Ansicht nie und nimmer zum Glück des Volkes, zur allgemeinen Wohlfahrt führen.

Wenn es nichts anderes gäbe als diese beiden Pole, wäre ein trauriger Niesentrad nahe.

Es gibt aber auch noch etwas anderes und das sind die Gesetze des Christentums, die Sozialgesetze der Kirche, welche Menschenwürde und Familienglück zu den höchsten Gütern der Erde zählen und kategorisch diese Güter für die Menschheit fordern, daneben aber auch Disziplin und vernünftige Unterordnung predigen, die Harmonie aller Interessen, nie aber das Gesetz des gegenseitigen Hasses und der gegenseitigen Vernichtung.

Die Menschheit würde direkt auf einen Abgrund zusteuern, wenn nur das Niesentum und der Marxismus die beiden Pole wären, nach denen sie sich orientieren müßte. Doch, verzweifeln wir nicht!

Die Zeit ist vielleicht nahe, wo das Menschentum wieder nach einer goldenen Mitte trachtet.

Wir Katholiken, wir Christlich-Soziale haben diesen Weg bereits beschritten, wir sind berufen dazu, das Kommen der Zeit vorzubereiten. Aber da ertönt wieder der Ruf: Katholiken organisiert euch!

Redner betont, daß das Gesagte sich auf die Verhältnisse und die Katholiken des ganzen Erdballes beziehe, und zeigt an den abschreckenden Beispielen der katholischen romanischen Länder, wie Frankreich, Italien, Spanien und Portugal, wie furchtbar der Katholizismus leidet, wenn die Katholiken nicht verstehen, sich politisch zu organisieren.

Der Katholizismus gleicht heute vielfach einem Niesen, der die Hände in den Hosentaschen hatte und dem die Gegner, als er schlief, diese Hosentaschen zunähten. Nun läuft er herum, und kann sich nicht wehren. Da heißt es: her mit einer politischen Organisation, dann werden die gefesselten Hände wieder frei und können tüchtige Arbeit besorgen.

Auch wir Schweizerkatholiken haben noch eine große politische Organisationsarbeit zu leisten. Wohl haben wir blühende kantonale Parteiorganisationen, aber die Hauptsache, eine eidgenössische Zentralpartei fehlt uns. Und gerade diese ist es heute, wo der Schwerpunkt des politischen und wirtschaftlichen Lebens nicht mehr in den Kantonen, sondern im Bunde liegt, unumgänglich notwendig.

Besser als immer nur über die Hintansetzung im Bunde zu klagen, ist es, aufzustehen und eine mächtige und einheitliche katholische Parteiorganisation auf eidgenössischem Boden zu gründen.

Lord Balfour, der bekannte englische Minister, hat einmal gesagt: Die moderne Entwicklung, die politische und wirtschaftliche, ist dem Schwachen nicht günstig. Damit meinte er natürlich Nationen und nicht Parteien.

Aber wir dürfen den Spruch auf uns anwenden, wir Katholiken dürfen nicht schwach bleiben in der brutalen Jetztzeit, wir müssen mit allen Mitteln darnach trachten, stark zu werden. Und wir haben das Zeug dazu, wenn wir nur wollen.

* Etwas vom Fortschritt.

Heutzutage redet, schreibt und liest man mächtig viel von Fortschritt. Fortschritt — dieses Wort durchschwirrt die Luft nach allen Himmelsgegenden, wie — man verzeihe den profaischen Vergleich — die Maifäser an einem heitern, warmen Frühlingsabend. Wer indes kräftig anstrebt, was einer Gemeinde oder einem Lande frommt, und zugleich fragt, wie kann ich das auch bezahlen, der hat einen praktischen, klugen Fortschritt, und wenn er nicht bei jedem Atemzuge „Fortschritt! Fortschrittliche Gesinnung! Mann des Fortschrittes!“ marktschreierisch in die Welt hinausruft. Es geht aber dem Worte „Fortschritt“ wie dem Worte „Freiheit“. Das Wort „Freiheit“ ist von jeher mißbraucht worden, um Gimpel zu fangen und zu eigennütigen, selbstfüchtigen Zwecken. Die Weltgeschichte und die Parteigeschichte und selbst die gesungenen Gimpel liefern zur Genüge Beweise hierfür. So wird auch das Wort „Fortschritt“ mißbraucht. Das schöne Wort muß den schönen, nach neuester Modezeitung zugeschnittenen Mantel bilden für glaubenslose Wissenschaft, sittenlose Kunst, gottentfremdete, neuheidnische Weltanschauung, um all diesen Dingen Klang und Kredit zu geben und sie bei der Masse kurzfähig zu machen und an Mann zu bringen.

Aber auch eine Partei hängt sich diesen Mantel „Fortschritt“ zuweilen um, damit die Meinung gebildet werde, was man Fortschritt heiße, sei nur bei ihr zu Hause — überall sonst wisse man nichts davon und wolle nichts davon wissen. Man kann einen Menschen rühmen solange und so hochtönend, bis er endlich selbst daran glaubt und anfängt, sich als Stern erster Größe im Weltall zu halten. So ruft eine solche Partei bei Tag und bei Nacht immer nur: „Fortschritt! Fortschritt! und noch einmal Fortschritt!“ damit man's endlich doch glaube und ihrem Triumphzuge durch die blüten- und fruchtbeladenen Gesilde des Fortschrittes Folge leiste. Wer ehrlich und unparteiisch Umschau hält, der wird finden, daß auf anderer Seite der wahre Fortschritt fürs allgemeine Wohl wirklich studiert und nach Möglichkeit ausgeführt wird, — vielleicht mit dem Unterschied, daß es hier vielfach still und geräuschlos zugeht und Brot statt Steine geboten wird, während dort Posaunengetöse und Trompetengeschmetter verkündet, daß man den kostbaren Schatz des Fortschrittes besitze und den Welthandel mit dieser Ware flott und fröhlich betreibe. Diese Umschau darf aber heileibe nicht stattfinden. Es muß die Meinung gebildet werden, aller Fortschritt sei nur auf ihrer Seite, überall sonst nur Rückschritt, Stillstand und Nacht. So fängt man Gimpel, die auf den Leim einer sogenannten Fortschrittspartei gehen und ihr zujubeln, als hätte sie einzig den Stein der Weisen gefunden und ihn auch sogleich und

Feuilleton.

Zweierlei Leute.

Erzählung von Otto von Schaching.

In diesen Grundsätzen und Anschauungen hatte der Moosbauer auch seine Kinder erzogen. Aber die Pflugschar der Zeit riß gerade bei seinem Ältesten, dem Toni, fast die ganze Saat um. Der Bursche mußte drei Jahre in München als Soldat dienen. Ihm gereichte die Kaserne keineswegs zum Segen. Der Verkehr mit schlechten Kameraden, der Gedankenaustausch mit Andersgläubigen und religiös Schiffbrüchigen, das Lesen glaubens- und sittenloser Bücher verwüsteten sein Herz und vergifteten ihm die Denkart. Aus dem braven Toni, welchen die Eltern einst zu des Königs Dienst in die Hauptstadt geschickt hatten, war ein von schädlichen modernen Lehren angesteckter junger Mann geworden, zum großen Schmerz des Vaters und der Mutter. So übernahm er den Hof und so trat er in die Ehe mit einer wackeren Bauers- tochter aus der Umgegend. Ihrem Einflusse gelang es zwar, Toni wenigstens äußerlich zur Ausübung seiner Religionspflichten zu bringen; im Herzen aber emstand

er ganz verschieden. Mit all' ihren Bemühungen und Bitten hatte Nothburga bisher nichts über den inneren Zustand ihres Mannes vermocht.

Seit Jahren bereits ging dies so. Von einer Hoffnung auf Wandel kein Schimmer. Was stand nun erst zu gewärtigen, wenn gar Leute ins Haus kamen, die vielleicht einen schlimmen Einfluß auf Toni ausübten und ihn noch mehr auf die verkehrte Bahn zogen?

Von solcher Befürchtung wurde die Moosbäuerin im stillen gequält, als sie jetzt ihrem Manne in der Bereitung der oberen Stuben half. Doch nahm sie sich fest vor, sich ein offenes Auge zu wahren, um auf alle Fälle gerüstet zu sein.

III.

Unten auf der Hausbank saß wieder der alte Moosbauer, ihm zur Seite sein Randl — die treue Gefährtin seines Lebens. In der Nähe spielten die beiden Enkelkinder. Trübe Gedanken schatteten auf der gefurchten Stirne des greisen Paares, und schwer war jedem von ihnen das Herz; denn was sie jetzt eifrig besprachen, galt einer ernsten Sache.

„Ich hab' dir's schon gesagt,“ erklärte der Alte mit bedeutungsvollen Nicken, „daß ich nimmer bleib', wenn uns der Toni die Schand' antut und fremde Leut' ins

Haus laßt. Und du darfst auch nimmer bleib'n. Mein Vater — Gott tröst' ihn — tat' sich im Grab umdreh'n, wenn er wüßt', daß der Moosbauernhof ein Loschieshaus für das Stadtvolk worden ist, und hat's nicht nötig, gar nicht nötig.“

„Am End' bringst den Toni doch herum,“ meinte die Greisin, mehr zur Milde neigend. „Red' halt ein bißl gut mit ihm. Kommst du ihm scharf, so ist's erst recht nichts auszuricht'n; er hat einen so viel hart'n Kopf auf, grad so einen wie du.“

Der Alte überhörte die letzte Bemerkung, denn mit halb gewendetem Kopfe lauschte er auf die Tritte, welche eben die knarrende Stiege herabklamen und die seinem Sohne gehörten. Plötzlich erhob er sich von der Bank. „Sepp,“ bat sein Weib, ihn noch rasch bei der Hand fassend, „sei fein, nicht gar so ungut mit ihm.“

Lehner brummte etwas, dann verschwand er im Hause. Mit klopfendem Herzen horchte sein Weib auf das, was zwischen Vater und Sohn geredet würde. Und nun vernahm man des Alten Stimme.

„Also, Toni, wie stet's? Nimmst den Baron oder hast dich anders besonnen?“ fragte er, zwar nicht eigentlich barsch, aber doch in sehr bestimmtem Tone.

„Der Baron zieht morg'n ein. Grad hab' ich die